

und daß sie ihm nicht auskam, den lieblichen Namen Magdminet trug, hatte der Zauberer einen schrecklichen Lindwurm, Däbigrast, zum Wächter bestellt, der der Schreden der ganzen Gegend war.

Man kann sich vorstellen, wie alle Leute in Weisnitwo vor diesen Ungeheuern zitterten und bebten. Und da es hieß, daß die wunderschöne Prinzessin Magdminet demjenigen ihre Hand bieten würde, der sie aus der Höhle und der Gewalt des Zauberers und des Lindwurms befreite, so fanden sich nicht wenige Mütter, die ihr Leben um solchen Preis aufs Spiel setzten.

Aber so viel ihrer auch den Kampf mit den Ungeheuern aufnahmen, keiner hatte sie bisher bezwingen können.

Da geschah es, daß sich eines Tages ein fremder Hirt in jene Gegend verdrang, und da ihm eines Nachts der hungrige Däbigrast einen Hammel stahl, gelobte, den frechen Räuber solche Ungeheuerlichkeit bezuzugeln. Die Leute von Weisnitwo rieten ihm freilich von seinem Vorhaben ab und erzählten, wie alle Mütter bisher ihr Leben eingebüßt hätten. Aber das schreckte den tapferen Hirt nicht. „Ich habe Mut, Witz und Kraft“, sagte er, „und kenne keine Furcht, und überhaupt laß ich mir nicht so mit nichts, die nicht, einen Hammel von der Weide stehlen.“ So zog er frischen Mutes von dannen. Er hatte eine gute Schleuder mitgenommen, wie sie in früherer Zeit Hirten zur Abwehr von Wölfen und Raubvögeln trugen.

Drei Tage harrierte die Bewohner in Erwartung auf den Ausgang der Dinge. Als sie glaubten schon lange nicht mehr, daß es einem gelingen möchte, sie von ihrer Landplage zu befreien. Aber sie hatten sich diesmal verredet. Am dritten Tage kam der Hirt schwiegend an, hinter sich her aber zog er den toten Lindwurm Däbigrast, dem er sein einziges Auge — Inax — mit einem Pfeilstein aus seiner Schleuder ausgeworfen hatte. Der Hirt Fürchtminet oder trug nicht einmal eine Warbe davon. Er schmeckte eben nur ein Bißchen, denn es war warm und der Lindwurm hatte seine Lust. Die Leute von Weisnitwo aber veranstalteten ein Freudenfest. Noch jubelten sie aber zu früh, denn in derselben Nacht, als man den Tod des schlimmen Lindwurms feierte, verfiel auch aus der Herde Fürchtminets wieder ein Hammel, aber diesmal aus dem Grotte. „Das hat sicher der Zauberer Fadelnitlang getan“, sagten die Leute von Weisnitwo. „Daß du's nur weißt, der Fadelnitlang ist noch viel schwerer zu bezwingen, als der Lindwurm, denn er ist schlimmer und schlauer dazu. Gegen ihn wirkt du nichts ausrichtend!“

„Nah!“ sagte der Hirt Fürchtminet bloß, zuckte die Achseln und zog in den Wald, wo der Zauberer hausen sollte.

Wieder warteten die Leute von Weisnitwo drei Tage. Am vierten Tage kam Fürchtminet zurück. Den Leuten wollten vor Staunen die Augen übergehen, als sie den Hirten daher kommen sahen, den toten Fadelnitlang einfach über der Schulter. Wägen in den Mund hatte den Feldstein Fürchtminets getroffen, grade, als er eine jädrliche Verwundung hatte austreten wollen. Wuns sie el und war mangellos.

„Da ist er“, sagte Fürchtminet lachend, „aber der Lindwurm hatte doch noch ein anderes Gewicht!“ Die Leute aber von Weisnitwo, als sie den juchhabenden Fadelnitlang tot liegen sahen, feierten den Hirten wie einen Heben.

„Nah“, sagte der Hirt Fürchtminet, „nicht so eilig mit dem Jubelieren. Habt Ihr vielleicht noch ein Ungeheuer, das mit eurer Macht wieder einen Hammel stehlen könnte?“

„Nein“, lachten die Einwohner von Weisnitwo, „die Ungeheuer sind hiermit alle erledigt. Aber warum hast du denn nicht die wunderschöne Prinzessin Magdminet mitgebracht, die der Zauberer in der Höhle durch den Lindwurm hat bewachen lassen?“ Die ist jetzt dein und darfst sie selbst führen.“

„A der Tausend“, rief der Hirt Fürchtminet, „warum habt Ihr mir das nicht gleich gesagt?“

Die Leute von Weisnitwo warteten zwei Tage auf die versprochene Hochzeit. In der Nacht zum dritten klopfte es an das Fenster des Gemeindevorstandes.

„Nah! auf, Vorstand!“ rief eine Stimme. Der Vorstand

schob den Türriegel zurück. Er erschrak, als er an der Schwelle eine jämmerlich zugerichtete Gestalt taunern sah. „Fürchtminet, was ist mit dir geschehen?“ „Ach“, wimmerte der Hirt, „hilt mir doch, ich habe die Prinzessin Magdminet geheiratet!“

### Bunte Zeitung.

Das überanfertigte Scheidungsgericht. Die stetig wachsende Anzahl von Scheidungen in London und überhaupt in ganz England ist Gegenstand einer lebhaften Erörterung in den englischen Blättern nicht zum wenigsten darum, weil die Hoffnung, daß es nach dem Kriege besser werden würde, sich als unrichtig erwies hat. Richter Darling, der „Scheidungsrichter“ von London, erklärte kürzlich, der „Divorce Court“, der Scheidungsgerichtshof, sei der am meisten beschäftigte Gerichtshof Englands. Für viele Menschen ist die Eheheftung gegenwärtig nichts anderes als der erste Schritt zur Scheidung. Englische Blätter haben eine interessante Statistik veröffentlicht, aus der hervorgeht, wie die Zahl der Scheidungen in London in der Zeit von 1876—1920 gewachsen ist. 1876—1880 verurteilte das Londoner Gericht 554 Scheidungen 1886—1890 wurden 671 Ehe gerichtlich gelöst, 1891—1895 stieg die Zahl auf 744, die Jahre 1896—1900 zeigen eine Steigerung auf 990, von 1901—1910 wurden 1226 Scheidungssachen vor Gericht verhandelt. Dann vermehrte sich die Zahl ununterbrochen in immer höherem Maße, bis sie 1918 2222 betrug. In den letzten beiden Jahren sind im Durchschnitt in der englischen Hauptstadt 3000 Ehen jährlich gelöst worden. Das sind hohe Zahlen, und es scheint vollkommen richtig, wenn die Ansicht ausgesprochen wird, daß die heutigen Ehen allzu leichtfertig und ohne Rücksicht für die Dauer geschlossen werden, und daß der alte Satz von der Seligkeit der Ehe kaum mehr Gültigkeit hat.

Große Preise für Farbtische. Bei Henrici in Berlin kamen dieser Tage Farbtische des 18. Jahrhunderts in Exemplaren auf den Markt, wie sie in derartiger Klarheit und Reinheit des Drucks bei uns sehr selten zu sein pflegen. Dementsprechend war die Beteiligung an der Auktion trotz der gegenwärtigen ungünstigen Marktlage von Anfang an sehr lebhaft. Ein Stück von Boilly erzielte 10 000 Mark, 6000 Mark brachte der Kopf eines jungen Mädchens von Demarteau, 15 000 Mark zwei Stücke von Duclos. Ein Stück von Morland erzielte 36 000 Mark, ein anderes des selben Meisters 37 000 Mark. Fünf Blätter von Heffisch brachten zusammen 100 000 Mark, fünf andere Blätter des selben Meisters 85 000 Mark.

### Literatur.

Die Wägenener Monatshefte „Der Neue Merkur“ (Verlag der neue Merkur) erscheinen diesmal in einem Doppelhefte, das ausgezeichnete und wertvolle Beiträge enthält. Wir heben aus dem Inhalte hervor: Willy Andreas, Die Jugend von Friedrich Engels — Bruno Kauderer, Die Unterwerfung der Arbeitsteilung — Kurt Hiller, Eudamionismus und Evolution — Lou Andreas Salome, Gott gegen Gott — Waldemar Harimann, Die jüngste russische Revolutionsbewegung — Hans Reinhardt, Uebersetzungen aus Dante — Ernst Weiß, Die Verdorrenen, Novelle — Robert Walser, Schreiben an ein junges Mädchen — Meier Graetz, Van Goghs in Paris — Hermann Kranold, Sozialistischer Außenhandel — Otto Krale, fünf Romane — Lou Andreas Salome, Aus des Philosophen.

„Führer durch die deutschen Seelentaten.“ Herausgegeben vom Verband Deutscher Ärztehilfsvereinigungen und Leiter, mit einem Vorwort von Wlfr. Geh. Ober-Med.-Rat Prof. Dr. Dietrich. Bäder-Verlag G. m. b. H., Berlin W 67.

In beziehen durch die  
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 63  
Telefon 4520.

# Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 143 Dienstag, den 6. Juli 1920 1920

## Meerfah.

Roman von  
Fedor von Zobeltitz

Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Nah, Ranni. Wollt dich nicht. Sie ist meine Tante Ob Bluse oder Herz oder Zunge — wir werden uns alles gefallen lassen. Meerfah zieht die Krallen ein. Und du wirst vernünftig sein. Kein Janz im Hause, kein Wirtcher Widerspruch oder so etwas. Nun hilf mir beim Auspacken und laß Fiedl und Fiod aus dem Käfig.“

Sie richtete sich die Zimmer ein. Aber sie hatte wenig Ruhe. Sie lief hin und her, schaute sich mit stummendem Auge den roten August an und die häßlichen Oelbdruckbilder im Zimmer der Sanger. Dann warf sie sich wieder auf das Sofa und sah zu, wie die Ranni ihre Kleider in die Spindeln räumte. Dabei umkreiste ihr Bild die Gestalt der Sanger und sie fragte sich: Warum habe ich die Person eigentlich mitgehieppt? Ich hätte froh sein können, sie los zu sein. Sie hat eine vulgäre Gesinnung. Vielleicht habe ich die auch. Aber ich habe ein Ziel vor Augen.

Sie sprang von neuem auf und ging an das Fenster und schaute hinaus. „Ah, das ist hübsch!“ rief sie aus. Der frühlingfrische Park leuchtete von unten herauf: zwischen jungen Grün das gläufige Weiß der Eibereichen, das Schwarz der Douglasien, das Rot der Blutbäumen, und über dem Ganzen ein Rauch des Reimes, der wundervolle Oben letzlicher Wiebergeburt.

„Ranni, räum weiter, ich geh' in den Park!“ rief sie der Sanger zu und war auch schon hauptsächlich davon. Auf der oberen Diele des Hauses traf sie auf Tante Te, die soeben aus ihrem Städtchen trat.

„Eind Sie zufrieden mit Ihrem Zimmer?“ fragte die Tante.

„Mit allem zufrieden, Frau Gräfin, und von Herzen dankbar“, entgegnete Anita. „Jetzt will ich mir nur rasch einmal den Park anschauen.“

Die Gräfin nickte ihr freundlich zu und sah sie die Treppe hinabspüringen. Immerhin passabler, als ich dachte, sagte sie zu sich selbst; etwas merkwürdig Raffines — wie eine Südamerikanerin oder eine Spanierin. Auch der Reiz ihrer Jugend wirkte sympathisch, und Tante Te liebte die Jugend. In ihrem guten Herzen bereute sie schon die instinktive Abneigung, die sie nach Wills Brief gegen das verwaiste Mädchen empfunden hatte.

Anita jagte durch den Park. Sie ging nicht; sie lief trapp, trapp und dann wieder in atmender Eile, zuweilen hüpfend und springend oder in mutwilligen Strähengang. Der Park war herrlich; das hatte sie nicht erwartet. Hier konnte man sich auslaufen. Sie liebte die Bewegung nach langem Fräuteln. Sie hatte Zeiten, die sie ihre Mutterkammerperiode nannte; da blieb sie oft drei und vier Tage im Bett und schlief und dämmerte zwischen Schlummern und Wachen. Und dann trainierte sie wieder ihre Glieder: turnte, hantelte, radelte, ritt, machte weite Spaziergänge und er-müdete sich bis zum Umfallen. Da — hier konnte man sich auslaufen. Hier konnte man vielleicht auch einmal... ihre Gedanken schaukeln und machen plötzlich halt. Sie lag im Gras und schaute sich nach allen Seiten um. Es war so still und schön und traumhaft. Und dann rückten die Gedanken weiter. Vor zwei Jahren hatte sie in einem Sanatorium Sommerüber genommen. Seitdem war der Wunsch in ihr rege geworden, sich einmal in einer Sommernacht nach auf

dem taugen Rasen zu wähen. Wundervoller Gedanke! Man kriecht flieberhell aus dem Federbett und läßt draußen im Mondenschein den Mantel fallen und springt und raft unvorher, immer quer durch das Duschwerk, das mit seinem sauberen Raude die Glieder peitscht, und dann wirft man sich langhüft in das kühle Gras und wälzt sich im tierischen Wohlsein. Tierisch — warum nicht? Wenn man das Tier in sich in der Gewalt hat, kann man ihm auch einmal nachgeben. Ein gefunder Animalismus hält dem geistigen Leben die Waage.

Sie richtete den Blick wieder aufwärts, wo sich in der Wipfelgrün das staubblaue Wolke des Himmels hob. Ihre Pupillen verengten sich, das Gemälde des Auges verchwamm. Ein stehender Schauer überließ sie. Sie sprang hurtig auf. „Ja, Ranni“, flüsterte sie, „was wird einmal aus mir werden...“ Dann runden sich ihre Lippen und formten wieder einen Namen. „Anita Gräfin von Brothausen“, sagte sie halblaut. Aber dabei spielte etwas Köhnliches um ihren Mund.

Sie lief weiter, bis sie wieder atmolos war und stillstehen mußte. Sie stand auf einer Lichtung, die von schönen alten Eichen umsäumt wurde. Auf einem dieser Kleindämme schritt eine vermochte und verfallene Holzstuppe zu einer wohl kaum noch betretbaren Plattform. Zu Zeiten des Großvaters Pfingstling, der den Park erweiterte und verschönert hatte, sah man hier überall derartige Spielerecken: Windhasen und Glodenplele in den Büumen, künstliche Grotten, Ruinen, Fontänen und Wasserfälle. Anita schritt umher. Hinter den Eichen sah sie noch die Reste einer Grottenanlage. Sie war in ein Fäßchen hineingebaut, das sich hinter der Grotte zu einem Fäßchen erweiterte. Ueber die zusammengefügten Treppsteingebäude und das zerbrochene Mädelwerk konnte Frau und eingetragte sich Venuschaar. Das Weiber aus an den Rändern verschiff; Rannlein, Weyerlein, Rannlein und Schlan-gentraub wucherten hier; aber das Wasser selbst war von triftalerer Klarheit.

Anita musterte den Platz. Ein Fäßchen stand zwischen ihren Brauen. Sie überlegte und nickte. Im Herrenhaus drüben, wo sie das artige Tochterchen spielen mußte und von allem Seiten beobachtet wurde, hielt sie es nicht lange aus. Und bis zum Winter verfrühen noch Monate. Eine Glock-hütte baut man in acht Tagen. Die sollte hierher kommen: zwischen die Eichen, mit der Front nach dem großen Kalen-platz, mit der Rückseite nach dem Weiser. Abgemacht.

Sie war neugierig geworden. Sie durchstufte weiter den Park, räumte quer über die Weise und durch eine weg-widerte Vergola, bis ein Staatspaß sie anhielt. Dahinter lief ein Fahrweg entlang. Auf dem Wege klapperte es heran. Ein großer Weiterwagen, mit vielen Braunen bespannt, bog um die vorgehobene Paraded. Pfingstling stand breitbeinig auf dem Wagen und lenkte: wie ein Neuch, in seiner alten Lederjoppe, mit den arifantischen Sturmhöhen und den Anle-tizellen, auf dem Kopf die Wettermütze, die man zusammen-fauelet konnte, dabei oh es ihrer Schönheit schädelte. Neben ihm saßen die Weine zwischen die Sprossen der Seitenteiler durchgesteckt, Rannlein, Hanlen, Weyerlein und Falkenstein; allein auf der anderen Seite Dorflinger, der Vogt.

„Hallo!“ schrie Anita und hob den Arm. „Hallo!“ rief Pfingstling zurück und hielt an. „Wo trotst du heram?“

„Ich habe mir einen Platz für mein Wohnhaus gesucht, und habe ihn gefunden. Da drüben bei den Eichen.“

„Am Weiser?“

„Ja, da. Vater, ich bitte dich, gib mir Anweisung. Du



weist sicher, wer solche Bloßhüter baut. Ich telegraphiere gleich morgen früh. In acht Tagen will ich meine Hütte beziehen.

„Die eilt's. Ge fällt's dir denn nicht im Schlosse?“

„Oh — ausgezehret! Aber eine Bloßhütte habe ich mit lange gewünscht. Es war der Traum meiner Nächte. Warte, tue mit die Liebe.“

„Meinethalben. Ich hab' nichts dawider. Mich kostet's ja nichts. Wenn du wieder abziehst, reißt die Bude nieder und nimmst Breiter und Rollen mit.“

„Wenn du nett bist, behütere ich dir das Chateau mit handhüchlicher Widmung zum Wänsken.“

„Preßling! lachte. „Guter Gedanke. Da quartiere ich Fallenstein ein. Im Paillon freisen ihn die Mäuse. Willst du mitkommen, Ali?“

„Wohin?“

„Auf die Berge. Es ist noch hell genug. Wir wollen das Stand- und Laufquartier für unsere Straße besichtigen.“

„Gamos!“ rief Antia. „Da komme ich mit!“ ... Sie sprühte nach einer Pforte aus, fand sie und trat auf die Straße. ... „Aber ich habe keinen Hut.“ sagte sie.

Fallenstein war vom Wagen geirren. „Darf ich Ihnen meine Hut anbieten, gnädiges Fräulein?“ fragte er. „Er ist zufällig noch funktionsfähig, in Hamburg gekauft — freilich keine modische Schönheit.“

„Nimm ihn!“ rief Preßling.

„Danke schön.“ sagte Antia, stülpte den kleinen weichen Filz auf den Kopf und zog ihn fest. Er glitt ihr bis über die Ohren. „Nun hupp hinauf!“

Fallenstein war ihr beim Aufsteigen behilflich. Sie setzte den Fuß auf die Deckschleife und raffte dabei ungerührt den Rod. Die Cowboys drehten ihr den Rücken, und der alte Dörflinger war für sie ein Weib, kein Mann. Dana arrangierte sie ihre Kleider und ließ sich so nieder, daß sie mit den Armen rechts und links eine Betterprose umfassen konnte. Die Beine hingen zum Wagen hinaus.

„All right.“ rief sie. „Herr Fallenstein, sehen Sie sich zu mir und halten Sie mich beim Schopf, falls ich herunterrutschen sollte.“

Fallenstein gehörte auf dem Stelze, und die Braunen trabten an.

Gleich nach dem Kaiser hatte sich Fallenstein von der Kasernen sein Zimmer anweisen lassen. Er war sehr froh darüber, daß man ihn nicht im Herrenhaus untergebracht hatte. Dieser kleine Kammern in seinem launigen Barockstil gefiel ihm ausnehmend gut. Auch mit dem Zimmer war er ganz zufrieden. Seiner Phantasie sagten diese hohen alten Räume mit ihrem verblühten Prunk und dem verharzten Glanz vergangener Tage mehr zu als der moderne Komfort. Er lächelte, als er sah, daß die Wechsele Ledertapeten, auf denen die Goldblumen und die gepreßten Ornamente kaum noch sichtbar wurden, von ungeschädigter Hand wie und abgegriffen und neu angeklebt worden waren, so daß der erhaltene Kleister an manchen Stellen hervorquoll. Auch die Reste der alten Dekorationen machten ihm Spaß, und er versuchte, die Bilder in Gedanken zu vervollständigen. Er hatte in seinem Roman eine ähnliche Bauart gezeichnet, und es amüsierte ihn, wie in diesem Falle die Phantasie der Wirklichkeit vorangeht.

Zante Ze hatte für eine leidlich behagliche Ausstattung georgt. Aus allen Fremdenzimmern waren Möbel zusammengeführt worden. Die ungeheure Bettstelle vom Oberboden, in der letzten die Rage geungt hatte, war ein Prunkstück aus gemauertem Eichenholz. Dazu pösten freilich die Mahagonistühle nicht und noch weniger die Chaise-longue aus Bambus, deren Aermlichkeit man durch eine, vor drei Jahrzehnten fastbar gewesene Decke verpaid hatte. Aber der Wänschlichspiegel im Biedermeiercharakter schmiegte sich wieder dem Stil des Bettes an, und noch mehr der altmodische Schreibtisch, der am Fensterpfosten stand. Ueber die en Sekretär freute sich Fallenstein am meisten; er rollte die Klappe hoch, zog die Schubfächer aus und musterte das Innere. Und dann war das erste, was er tat, daß er einen seiner Koffer öffnete, um eine Anzahl hochgezierter Vögel in

einem blauen Umschlag einzunehmen und sie sorgfältig in den Schreibrüch schloß.

Nun hätte er eigentlich auspacken müssen, denn sein ziemlich umfangreiches Gepäc stand schon neben dem Bette. Aber er tat es nicht sogleich. Er setzte sich auf den merkwürdig geformten Behälter in einer der tiefen Fensternischen, zündete sich eine Zigarette an und prüfte noch einmal seinen letzten raschen Anblick.

Vor Amerika hatte er immer ein Grauen gehabt. Schatzberg hatte sich in New Orleans ertränkt; Goriß hatte sich in einem kleinen Bostoner Hotel erhängt; Waldemar Aebden, der auf der Upper Bay von New York seine Trug, hatte ihm noch vor wenigen Monaten einen verweisenen Pumpbrief geschrieben. In der Tat; auch ihm wollte da drüben nichts als eine menschenwürdige Fron. Er hatte nicht genügend Mittel, sich in Ruhe eine für ihn passende Stellung zu suchen; die Not zwang ihn, zuzugreifen, wo sich etwas fand. Er konnte Kellner werden, Hauswirth, Kallträger, Bierfahrer, Pennyschreiber, Ausrufere; die frasse Not trieb ihn vielleicht noch tiefer hinab. Nun schaute er freilich die Arbeit nicht, auch nicht die physische; aber das ästhetische Empfinden war doch immer noch so stark in ihm, daß ihn ein Schauer überkam, wenn er an die Gesellschaft dachte, in die er verprengt werden würde. Da lag die Gefahr der Anstreckung nahe und mit ihr ein allmähliches Verkommen, ein Verinken im Schmutz der großen Städte Amerikas. Und dagegen wehrte sich sein inneres Sauerlebensgefühl. Das hätte er nicht verdient.

Nein — das hätte er nicht verdient. Er hatte ja kein Verbrechen begangen. Er war wirklich kein Opfer unglücklicher Verhältnisse geworden: des wirtschaftlichen Niederganges seines Vaters, eines bescheidenen alten Herrn, der im Sportleben Ruhm und Ehren geerntet hatte, der niemals auf dem grünen Plane zusammengebrochen war und sich vor dem Schicksal seiner Erbschaft doch nicht hatte retten können. Dieser ungeheuerliche Raub, der sogar ein Majorat verprengte und über die Grenzen Deutschlands hinaus Aufsehen erregte, hatte auch Axel vernichtet. Seine Schulden hätten sich unter normalen Verhältnissen ohne Schwierigkeiten arrangieren lassen; aber die Klaffer kamen und umdellten ihn; die Anzeigen beim Regiment hockelten; um einer Lappalie willen war sogar beim Staatsanwalt eine Denunziation wegen „Vorspiegelung falscher Thatfachen“ eingelaufen — und da verlor Axel den Mut. Ein Halbes erliegen ihm unmöglich. Er reichte schleunigst den Abschied ein und wollte verschwinden — wolle untergehen in der Welt.

Er fühlte recht gut, daß sein Entschluß, in Deutschland zu bleiben, vornehm gewesen war. Was ihn gelockt hatte, war das Grauen vor Ame Fa und war eine Arbeitsleistung, die seinem Können und seinen Neigungen entsprach. Dann aber war rasch wieder die Angst über ihn gekommen. Während des kurzen Reiseaufenthaltes in Berlin, der Fahrt von einem Bahnhof zum andern, hatte er die Sorge einer Entdeckung nicht loswerden können. Jetzt war er ruhiger geworden. Er hatte sich Preßling rüchhaltlos anvertraut. Preßling hatte gelächelt; mit kläffender Meute mußte er umgehen. Aber sie würde ihn gar nicht finden. Reiner mußte von dem Grafen titel und der Vergangenheit des Inspektors Fallenstein. Preßling's Hof war ein abgeklaffener Winkel. Mit der Nachbarschaft verkehrte man nicht; die ganze Fallenstein'sche Verwandtschaft lebte oben in Döhrpensen; auch Demichy, seine frühere Garnison, lag in einer anderen Provinz. Alle seine Bekannten wählten ihn bereits auf der Reise nach Amerika. Der Vater war tot, die Mutter unheilbar leidend in einer Irrenanstalt. Aus Unhänglichkeit fragte kein Mensch mehr nach ihm — und sicher: auch seine Gläubiger hatten ihn aufgegeben.

Er hatte die Zigarette zu Ende geraucht und stand auf. Sein Bild fiel in den großen Spiegel über dem Wänschlich. Das Gesicht, das ihn anschaute, kannte er: aber es war doch nicht mehr das Gesicht von früher. Ein paar Wochen hatten genügt, es umzuformen. Es hatte den hübschen, verführerischen Glanz des Lichtsinns verloren. Es war rauh geworden, schmaler dabei und hatte das Lachen verliert. Das Auge, das auch unter dem abgewandten Monatel zuweilen träu-

erisch, mit leichtem melancholischem Einnein hatte bilden können, lag nun unter dem merkwürdig langen schwarzen Wimpern im Duffel einer stillen Traurigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Revanche-Idee in Frankreich.

Von Dr. Konrad Wahl, ordentl. Prof. der Geschichte an der Univ. Tübingen. (Schluß.)

Eine zweite innerpolitische Frage, welche die der gewaltigen Erziehung der Gemüter eine große Gefahr für die Revancheidee in sich barg, war die Kirchenpolitik der Radikalen Waldeck-Roussin und Combes, die schließlich im Jahre 1906 zu der, in hartem religiösen und kirchenfeindlichen Sinn gedachten Trennung von Staat und Kirche führte. Wieder waren die Gegner der siegreichen Regierung dieselben Kreise, welche immer am lebhaftesten für die Revanche aufgerufen haben. Das politisch so einflussreiche französische Freimaurertum wird damals, im Gegensatz zu später, sich zum Völkertreiben bekannt haben. In jenen Zeiten, vom Ende des 19. Jahrhunderts an, war es, daß in den französischen Schulen Verhörer betrieben wurden, die in erster Linie antikirchlich und antireligiös, auch sozialistisch und pazifistisch waren.

Aber es zeigte sich bald, daß die siegreichen radikalen und sozialistischen Banatler den Bogen weit überspannt hatten. Zwar begann die Kirche nach demurchbaren Schlägen, der ihr verfehrt worden war, aufstehend langsam ihre Kraft wieder zu sammeln — erst im Kriege hat sie sich wahrhaft wieder aufgerafft —, aber ein anderes waren die besiegten Parteien keinen Augenblick geblieben, sich fallen zu lassen: eben das Jurädrängen ihrer nationalistischen Ideen. In dem Revanchegeboten sahen sie ihr heiligstes politisches Gut bedroht. Sie verbandelten nun ihre agitatorischen Anstrengungen, indem sie vor allem auch auf die Moral und die körperliche Ausbildung Nachdruck legten, um so das Volk tüchtiger zum Revanchegebot zu machen. Diese Bestrebungen waren von einem großartigen Erfolg begleitet. In Frankreich mußte nun ein härteres Geschick heran, frei von sozialistischer und pazifistischer Verweichlichung, das allein fähig war, den Weltkrieg zu ertragen, übrigens nicht nur fähig, sondern auch überprüflich; die sportlichen Leistungen der Franzosen nahmen bedeutend zu.

Freilich hatten die nationalistischen Parteien bei diesen ihren Bestrebungen mächtige Bundesgenossen in zwei Laichentzweigen. Bei dem, jede Phantastie überlebenden Aufschwung Deutschlands auf allen Gebieten war es starkesenden Franzosen längst zur Sicherheit geworden, daß die Mittelmächte auch den Zweifrontenkrieg nicht zu scheuen brauchten; nun aber gestellte sich zu der entente cordiale mit England als Dritter im Bunde England (1914). Frankreich hatte bei diesem Vorgang mancherlei Gefühle zu unterdrücken. England war doch schließlich viele Jahrhunderte lang im Mittelalter und in der Neuzeit der Erbfeind gewesen und wurde von manchen Kreisen immer noch so empfunden — der siegreiche Erbfeind. Erst im Jahre 1898 hatte das britische Reich den Franzosen die tiefe Demütigung von Fashoda zugefügt. Aber das sonst so stolze Volk, das die zahllosen Annäherungsveruche Deutschlands fast abgewiehlen hatte, verlag, ganz gewiß wesenlich unter dem Einfluß des Revanchegebotens, sehr schnell. Dieser Gedanke aber gewann nun durch die vergrößerte Hoffnung auf seine Verwirklichung mächtig an Boden. Es kam hinzu, daß Frankreich mehr die Gewißheit erhielt, daß Italien nicht an der Seite der Mittelmächte in den Krieg eingetreten würde. — Die zweite Laichentzweige ist diese: unter dem Eindruck der russischen Niederlage gegen Japan und des Zusammenbruchs des Zarentums in der ersten Revolution magte Deutschland unter Leitung Bälows, sich 1905 gegen die vollzogene Einteilung durch die Tripleentente zu erheben und suchte überhanpt bei den zahlreicheren Kriegen der nächsten Jahre sich energischer zur Geltung zu bringen. Dabei wurden gelegentlich etwas bewährte Mittel angewendet. Beides hat nun den Revanchepolitikern den besten Agitationsstoff. Sie schützerten die deutsche Politik, die nach wie vor friedlich bis zum äußersten war und nur beweisen wollte, daß die für den Frieden so gefährliche Auffassung von dem „ängstlichen Deutschland“ nicht immer zutreffend, als triegelsüchtig und drohend und gewandt damit ihr Spiel nützlich. Mit der Ausnahme von einer Handvoll sozialistischer Eigenbrötler, von denen Jäures der hervorragende gewesen ist, war 1913 ganz Frankreich offen oder heimlich kriegs- und revanchewürdig. Ein Ausbruch dieser Stimmung war die Wahl Poincarés zum Präsidenten im Januar dieses Jahres. Unmittelbar nach der Reise Poincarés nach

Wettersburg im Juli 1914 war Frankreich an seinem erhabenen Ziel angelangt, den Revanchekrieg mit zahlenmäßig Deutschland überwältigend überlegener Bundesgenossenschaft zu gewinnen.

Die Bedeutung der Revancheidee für die europäischen Völkern kann kaum hoch genug eingeschätzt werden. Sie blieb von 1866—1914 der feste Punkt, während alles andere im Flusse war, ähnlich wie es etwa die Feindschaft zwischen Habsburg und Capet in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit gewesen war. Der Gegensatz zwischen England und Russland, überhaupt der tiefe und dauernde in der europäischen Politik, vornehmlich in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts als völlig unheilbar betrachtet, konnte zum allgemeinen Erlaunen überbrückt werden oder wenigstens in der felleren Form der Balkenbrüderlichkeit seinen Austrag finden; England konnte aus Deutschland im Jahre 1901 ein Bündnisangebot in aller Form machen; die Aussicht für uns, mit Russland wieder in gute Beziehungen zu gelangen, wurde wenigstens von einigen ernst zu nehmenden Autoren als nicht schlechthin hoffnungslos betrachtet. Von Frankreich nahm das mit Recht kein Mensch an. Die Revancheidee blieb, trotz aller Verlesens von anderer Seite, und verpöchte sie, aber von etwas von Deutschland wollte, die Gewißheit, in Paris einen fanatischen Bundesgenossen zu finden, der nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, um loszuschlagen. So war und blieb Frankreich der Geißler der Koalition unserer Gegner, und das Revanchegebot war der Punkt, an dem der Fehel angelegt wurde, der das Deutsche Reich aus den Angeln geboden hat. Es bleibt noch die Frage nach dem Werte der Revancheidee für die französische Politik übrig. War dem Kriege folgende sie als eng, borniert und altmodisch bezeichnet zu werden. Und dieses Urteil behält zum guten Teil auch heute noch recht. Frankreich hebt auch nach dem Kriege nicht besser da als vorher. Weg man den Gewinn einer Deutschland immer bedrohenden Grenz, den Zuwachs an Bevölkerung, und zwar an einer besonders militärischen Bevölkerung, die Kalibranten des Elzas und die Reichswehrmacht noch so hoch einschätzen — es bleibt fraglich, ob sich die erdrückende deutsche Mehrheit der Bevölkerung, noch dazu vermehrt, wie sie ist, durch die gute deutsche Regierungsweise, je wieder Frankreich und seiner Herrschaftsweise innerlich unterwerfen wird. Allein hiermit ist doch nur ein kritischer Gesichtspunkt berührt. Wichtiger ist ein anderer: In diesem Krieg, der vom Standpunkt des ganzen selbständigen Europa ja eine ungelobbare Torheit war, hat Frankreich in Wirklichkeit seine Selbständigkeit als Großmacht völlig an England verloren, das seiner Bundesgenossenschaft gegen andere Feindmächte nicht mehr bedarf. Ob Frankreich in der Lage sein wird, diese Selbständigkeit in den gewaltigen Konflikten, vor denen die Welt steht, wiederzuerlangen, bleibt mehr als fraglich. Und diese Abhängigkeit von einem mächtigeren Bundesgenossen war vorauszusetzen. Mit diesem Gedanken ist eine vernichtende Kritik jener Revanchepolitik gegeben, die blind gegen alles andere, nur auf ein Ziel losrannte.

Immerhin zeigt der Verlauf abermals, daß in der Politik lebensschäftliches und jähres Wollen zur Erreichung selbst in die Führen führen kann, die anfangs in ganz nebelhafte Ferner lagen. Allerdings hat Frankreich die Revancheidee, wie sie oben gesagt wurde, bisher doch nur unvollkommen durchzuführen vermocht. Von den vier Gedanken, die sie umschloß, hat vorerst nur zwei völlig verwirklicht: Elzas-Verträge ist zurückgewonnen und Deutschland in ungeheuerlichem Grade unter Frankreich herabgedrückt. Dagegen ist die französische Waffenschere doch nur zum kleinen Teil wiederhergestellt, da Frankreich die Bundesgenossenschaft der stärksten Mächte der Welt und unglücklicher anderer bedurfte, um einen Teil von Deutschlands Seeren zurückzubringen. Und schließlich ist es zwar gelungen, Deutschland wertvolle Stände aus dem Reibe zu reißen; aber ein geeinigtes Deutschland ist, wenn auch verkleinert, noch stehengeblieben. Wird Frankreich mit seiner Revancheidee davon halt machen? Es ist nun entscheidender Bedeutung für Deutschland, den ganzen Ernst dieser Frage zu erkennen.

### Der Lindwurm, der Zauberer und die Prinzessin.

Legende von Paul Alexander Scheitler.

In dem sagenhaften Orte Weisnits herrschte in ebenen sagenhaften Zeiten Angst und Schrecken, denn im Walde von Weisnits haunte ein fürchterlich mächtiger Zauberer Fadelnlang. Dieser Zauberer Fadelnlang hielt in einer Höhle dieses Waldes eine wunderbar schöne Prinzessin gefangen.

